Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 264 (1991)

Artikel: "... wir hangen doch aneinander"
Autor: Reichenbach, Johannes
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-657790

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 28.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

JOHANNES REICHENBACH

«... wir hangen doch aneinander»

Preisgekrönte Kurzgeschichte mit einer Zeichnung von Hanny Fries

Der ertrunkene, strähnige Neujahrsonntag, wie aus dem Fabrikkanal gezogen, liegt über der Erde. Seit dem Morgen giesst es in Strömen. Draussen in einem Dorfschulhaus habe ich am Nachmittag das Evangelium verkündigt. Ich bin nämlich Prediger von Beruf. Mit einer Mappe aus schwarzem Kunstleder.

Nun fährt mein Bummelzug wieder der Stadt zu. Überall leere Bänke. Nur in der Ecke drüben sitzt freudlos eine Ehe und blickt in den Regen hinaus. Es sind Taglöhnerleute, die über Land gingen, um billiger Wurst und Eier einzukaufen. Missmutig in ihren verjährten Gefühlen starren die beiden voneinander weg in die blinde Landschaft. Kein Wort fällt. Bloss die Sündflut prasselt auf das Wagendach.

Und beim Fenster sickert es herein.

Alles ist erstorben, ohne Empfindung, stumpf und tot. Bis auf die Seele bin ich durchnässt und friere. Hätte ich doch die schmutzigen Schuhe noch am Gras abgerieben. Die feuchte Krawatte hat auch aufs Hemd gefärbt.

Nach einer Weile kreischt der Zug durch die Häuser der Vorstadt, zwischen denen das letzte fahle Licht des Himmels erlischt, und hält. Das Paar macht, wie ich, Miene auszusteigen. Auf der Plattform riechen wir alle drei wie nasse Hunde. Der Mann springt ab und zottelt sogleich davon, ohne sich nach seinem Weibe umzusehen. Sie wird schon nachtraben – in die ungeheizte Behausung zurück, irgendwo in einer schmuddeligen Mietskaserne, wo auf dem Wachstuch in der Küche noch die kalten Nudeln stehen und die Luft nach angeschnittener Zitrone säuerlt.

Das also soll wieder der erste von zweiundfünfzig Sonntagen gewesen sein, mit Glockengeläute und so. Und ich bin Prediger von Beruf. Allen zweiundfünfzig muss ich das Leid abnehmen. Wenn nur meine lehmigen Hosenstösse schon gebürstet wären!

Da ereignet sich das erste Unerwartete: die Frau stolpert über das Trittbrett des Wagens, wird um ihre eigene Achse unsanft auf den Bahnsteig hinuntergewirbelt und fällt bei den Puffern in die Kupplung hinein. Der Zug steht längst still. Sie erleidet keinen Schaden und ist nur arg benommen vom Schreck.

Aber nun geschieht das zweite Unerwartete dieser Stunde: der Taglöhner kehrt eilend um, schaut ängstlich in das bleiche, verstörte Ant-

litz seiner Frau, dann unbeholfen zu mir hin, wieder zur Frau. Endlich legt er mit unsäglicher Besorgtheit den Arm um ihre zitternden Schultern, und holperig kommt es von seinen Lippen: «Du musst achtgeben zu dir, Frau. Was sollte ich denn ohne dich... wir hangen doch aneinander.»

Die Frau blickt sich verschämt nach mir um, weil ich das Wort ihres Mannes mit angehört hatte. Und da es für sie wie eine neue Liebeserklärung klang – die erste seit vielen Jahren –, wird sie über und über rot vor Verlegenheit und drängt mit ihrem Gatten, Hand in Hand, dem Ausgang zu. Als ob es erst jetzt gälte, anzufangen.

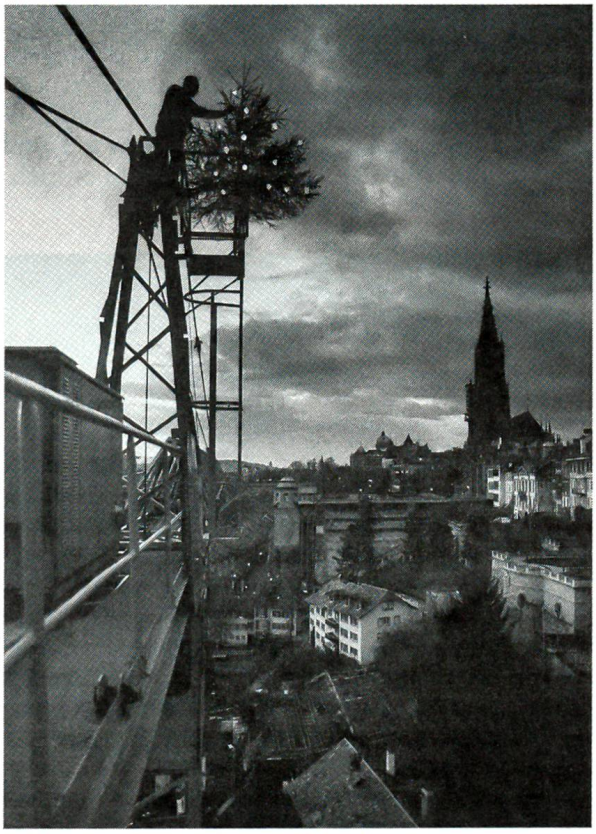
Da erkennen meine Augen staunend, was sie noch nie gesehen: wie die magische Kraft der Liebe vermag, zwei Menschen, die ihr schon entlaufen waren, zu sich zurückzurufen. Und dass ihre Tinktur sogar in unserer finsteren Bahnhofhalle den Goldstaub des Lichtes erzeugen kann, tatsächlich und wahrhaftig, leuchtend und voller Zärtlichkeit.

Habe solches noch nie vorher gesehen, und dabei war ich doch schon immer Prediger von Beruf.

DIE MANDARINE

Das Wort «Mandarin», mit dem viele europäische Sprachen einen hohen chinesischen Beamten bezeichnen, ist gar nicht chinesisch. Es liegt ihm das Sanskritwort *mantrin* (= Ratgeber, Minister) zugrunde, das wohl auch im byzantinisch-griechischen und russischen «Archimandrit» (Oberabt) enthalten ist. Die portugiesischen Seefahrer hörten das Wort in Indien, formten es – an ihr *mandar* (= befehlen) denkend – zu *mandarin* um und wendeten es auf ihren Handelsfahrten auf chinesische Verhältnisse an. Aus dem Portugiesischen drang das Wort in andere europäische Sprachen; ins Deutsche gelangte «Mandarin» 1930. Die Chinesen selbst gebrauchten das Wort «Mandarin» nicht, der Beamte heisst bei ihnen *kuan* (*wen-kuan* der Zivil-, *wu-kuan* der Militärbeamte).

Der Name der Apfelsinenart Mandarine (Citrus nobilis) hat mit Mandarin (= chinesischer Beamter) nichts zu tun, obschon man es vermuten könnte angesichts des Umstandes, dass die Apfelsine nicht nur sprachlich ein China-Apfel (Apfel de Chine) ist, sondern von den Portugiesen um 1500 tatsächlich aus Südchina nach Europa gebracht wurde. Die Mandarinen, die man erst im 19. Jahrhundert kennenlernte, gedeihen am besten auf Mauritius, und diese Insel heisst bei ihren Eingeborenen Mandara. Daraus wurde als Name der Frucht italienisch *mandarino*, englisch *mandarin*, holländisch *mandarijn*.



Das Weihnachtsbäumchen zuoberst auf dem Kran als sympathische Geste und Gruss des Kranführers (Photo Hansueli Trachsel, Bern)